

Stefan Engl

## Musikbibliotheken im Umbruch – Der digitale Freund und Feind

*In den letzten Jahren kommt beim Thema der fortschreitenden Digitalisierung in der Arbeitswelt auch im Musikbibliothekswesen ein mulmiges Gefühl der Zukunftsangst auf. Tatsächlich werden Musikabteilungen immer öfter mit anderen Abteilungen zusammengelegt, um Personal, Geld und Platz zu sparen. Bei den Tonträgern haben die Musikbibliotheken den Kampf gegen den digitalen Feind bereits verloren. Wie sieht es beim Vergleich Papier gegen Bits, also bei den Musikdrucken, Musikhandschriften oder Musikbüchern gegenüber ihren digitalen Konkurrenten aus? Kann man davon ausgehen, dass in Zukunft alle Bestände einer Bibliothek digital frei verfügbar sind und die LeserInnen dadurch nicht mehr in die Bibliothek kommen werden? Stefan Engl zeigt in diesem Artikel, dass einige Argumente, wie ein attraktives Bibliotheksgebäude mit einem angenehmen Arbeitsumfeld, die Beliebtheit, aber auch die Komplexität der Materie Musik mit ihren urheberrechtlichen Hürden, gegen diese Annahme sprechen, und vertritt die Meinung, dass die LeserInnen auch in Zukunft immer wieder gerne neben ihrer digitalen Recherche auf die analoge Unterstützung durch MusikbibliothekarInnen zurückgreifen werden.*

Nach Überwindung der Anfangsskepsis gegenüber technischen Neuerungen wurden von BibliotheksmitarbeiterInnen schnell die Vorteile des digitalen Zeitalters für die tägliche Bibliotheksarbeit erkannt und positiv aufgenommen. Online- und Verbund-Kataloge, die schnelle Recherche in elektronischen Datenbanken oder das Digitalisieren von Beständen wurden als hilfreiche technische Entwicklungen angesehen. In den letzten Jahren kommt allerdings beim Thema der fortschreitenden Digitalisierung in der Arbeitswelt auch im Bibliothekswesen ein mulmiges Gefühl der Zukunftsangst auf. Zahlreiche Bücher, Artikel und Vorträge beschäftigen sich mittlerweile mit dieser Thematik, und auch

über die Zukunft von Musikbibliotheken wird darin viel nachgedacht.

Tatsächlich werden Musikabteilungen, speziell in öffentlichen Büchereien, immer öfter mit anderen Abteilungen zusammengelegt, um Personal, Geld und Platz zu sparen. Weniger BibliothekarInnen sollen nun über mehrere Fachgebiete Auskunft geben. Auch wissenschaftliche Bibliotheken sind davon betroffen, wie die Zusammenlegung des Musiklesesaals der Wienbibliothek mit dem allgemeinen Lesesaal im Jahr 2010 gezeigt hat. Werden nun in Zukunft die MusikbibliothekarInnen durch Maschinen ersetzt, oder geht es vielmehr um den Ersatz der analogen Musikbestände durch digitale Angebote?

Listet man die Hauptbestände einer Musikbibliothek auf, so ist es naheliegend, zwischen physischen und digitalen Informationsträgern zu unterscheiden, und man sieht auf den ersten Blick, dass man es hier mit zwei „gegnerischen Lagern“ zu tun hat:

Physische Informationsträger	Digitale Informationsträger
Zettel- und Bandkataloge	Online-Kataloge
Musikdrucke	Digitale Notenausgaben
Musikhandschriften	Digitalisate / Scans
Bücher, Zeitungen und Zeitschriften	E-Books und E-Journals
Tonträger: CDs und Schallplatten	Streaming-Dienste
Nachschlagewerke	Datenbanken
MusikbibliothekarInnen	Suchmaschinen

Bei den Tonträgern haben die Musikbibliotheken den Kampf gegen den digitalen Feind bereits verloren. Phonoabteilungen werden in wissenschaftlichen und in Universitäts-Bibliotheken so wenig benutzt, dass man sie bis auf einen „Not-CD-Player“ getrost abschaffen kann. Die großen CD-Sammlungen der Büchereien, früher häufig das Aushängeschild einer Musikabteilung, werden in absehbarer Zeit verschwunden sein, und die für die Bibliotheken teuren Lizenzen von Musikstreaming-

Diensten kann sich heute fast jeder Privatnutzer selbst leisten:

<b>Anbieter</b>	<b>Monatlicher Preis für Privatnutzer</b>
Naxos	1,80 \$ pro Monat bei Petrucci
Spotify	frei mit Werbung, sonst 10 € pro Monat
Apple Music	10 \$ pro Monat
Deezer	frei mit Werbung, sonst 10 € pro Monat
Youtube	frei

Die nach wie vor wichtige Aufgabe des Sammelns, Bewahrens und Zugänglichmachens von Tonträgern hat in Österreich die Mediathek des Technischen Museums übernommen; sie bewahrt somit das audiovisuelle Kulturerbe Österreichs. Es hat aber auch sein Gutes, wenn man als Musikbibliothek dieses Feld räumen kann. Denn wer hat schon das Geld und die Technik, um sich mit Digitalisierungs- und Langzeitarchivierungsstrategien von Tonträgern zu beschäftigen?

Wie sieht es beim Vergleich Papier gegen Bits, also bei den Musikdrucken, Musikhandschriften, Musikbüchern oder Musik-Fachzeitschriften gegenüber ihren digitalen Konkurrenten aus? Hier kommt es immer mehr zu Überschneidungen von analogen und digitalen Informationen bzw. Angeboten, und die erste Suche nach Noten oder anderen Musikinformationen passiert heute meist über den digitalen Weg. Ist man dabei erfolgreich, kann man sich den Weg in die Bibliothek sparen, die gefundenen Noten gleich daheim ausdrucken und daraus spielen bzw. elektronische Texte oder Bilder bequem für eine wissenschaftliche Arbeit sammeln und bearbeiten. Tatsächlich bekommen die LeserInnen bei dieser Art der Recherche von Jahr zu Jahr, wenn nicht von Monat zu Monat immer mehr und bessere Ergebnisse. Hier nur zwei Beispiele:

Bei der frei zugänglichen virtuellen Online-Bibliothek „Petrucci Music Library“, auch unter dem Namen „International Music Score Library Pro-

ject (IMSLP)“ bekannt, standen mit Ende August 2017 123.770 Werke von 15.452 Komponisten mit 407.000 Notendateien der Öffentlichkeit zur Verfügung. Allein in den zwei Sommermonaten vom 1. Juli bis zum 31. August 2017 ist diese Library um 2.770 Werke bzw. 12.000 Notendateien gewachsen. Seit Ende Februar 2018 stehen dort 130.000 Werke zur freien Verfügung. Ich habe einen Test gemacht und dort nach Noten meiner Institution, der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB), gesucht und habe als Ergebnis sogar eine eigene Kategorie gefunden: „Scores from Österreichische Nationalbibliothek“ ergibt eine Treffermenge von 588 Werken. Ich kann Ihnen garantieren, dass von unseren MitarbeiterInnen niemand die betreffenden Noten auf diese Plattform hochgeladen hat. Wir werden aber auch nicht dagegen vorgehen, stellen wir doch selbst die angefertigten Scans von Musikhandschriften und Drucken unserer Bestände im unserem Online-Katalog frei zur Verfügung.

Bei Büchern machen wir das sogar systematisch: Die Nationalbibliothek digitalisiert im Rahmen des Projekts ABO (Austrian Books Online) mit dem Internetunternehmen Google ihren gesamten historischen, urheberrechtsfreien Buchbestand vom frühen 16. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das sind rund 600.000 Werke mit insgesamt ca. 200 Millionen Seiten, die weltweit online und kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Mit Ende April 2018 ist nun auch die Digitalisierung der Bücher der Musiksammlung abgeschlossen. Es handelt sich dabei um einen Bestand von ca. 8000 Büchern, die gescannt und OCR-gelesen werden, wodurch eine Volltextsuche im Digitalisat möglich sein wird. Wegen dieser Bücher wird in Zukunft wohl niemand mehr zu uns in die Musiksammlung kommen.

Diese zwei Beispiele zeigen, wie umfangreich die digitalen Bestände wachsen. Kann man nun davon ausgehen, dass in Zukunft alle Bestände einer Bibliothek online sein werden? Das ist durchaus denkbar und bei historischen Spezialbibliotheken, wie bei der Bibliothek der Stiftung Mozarteum in Salzburg, auch schon fast Realität. Warum

sollen also in Zukunft noch LeserInnen in eine Musikbibliothek kommen?

### „Besuchszwang“

Bei den meisten Musikbibliotheken verhindert das Urheberrecht eine Entwicklung in Richtung Digitalisierung des Gesamtbestandes. Werke sind bekanntlich bis 70 Jahre nach dem Tod des Urhebers geschützt. Allerdings nicht überall. So kann man bei Petrucci auch Werke von Schönberg finden, der 1951 gestorben, also erst 67 Jahre tot ist, da in Kanada das Urheberrecht nur bis 50 Jahre nach dem Tod gilt.

Im Normalfall hat man aber keinen kostenlosen digitalen Zugriff auf geschützte Werke: Aktuelle Musiknoten, Bücher oder Zeitschriften kann man entweder kaufen oder man findet sie wie bisher in einer Bibliothek – in Zukunft auch vermehrt als elektronische Ressource, wie bei den E-Books, aber bei den Musiknoten ist das meist noch nicht der Fall. Bibliothekslieferanten wie Harrassowitz sind zwar sehr daran interessiert, auch Musikno-

ten digital anzubieten, aber das scheitert derzeit noch am Widerstand der Musikverlage. Wenn überhaupt, arbeiten sie an ihrem eigenen digitalen Angebot, welches wiederum nicht für Bibliotheken vorgesehen ist.

So lange es aber kein breites Angebot an digitalen Musiknoten gibt, wird nur ein kleiner Teil der MusikerInnen mit Hilfe von Tablets musizieren und die vielen technischen Entwicklungen auf diesem Gebiet, wie automatisches Umblättern, das beliebige Ein- und Ausblenden von Stimmen, Instrumenten oder Korrekturen und Anmerkungen, nutzen können.

Also werden nach wie vor Noten kopiert, ausgedruckt, zusammengeklebt und für die Aufführung bearbeitet. Aber noch viel praktischer ist eine professionelle Ausgabe eines Musikverlages, da man durch die Bindung und ein größeres Format wie B4 besser daraus spielen kann. Und diese Musikdrucke, auch von Werken, bei denen das Urheberrecht noch nicht abgelaufen ist, kann man sich in öffentlichen Büchereien oder Musikuniversitäten ausleihen. Andere Musiksammlungen punkten durch ihre einzigartigen Spezialbestände, wie



Abb. 1: Neubau Anton Bruckner Privatuniversität Linz

Foto: Simon Bauer

Nachlässe von KomponistInnen und Kirchen- oder Theaterarchive. Eine systematische Digitalisierung solcher Bestände ist meist nicht in Sicht, da oft das Geld und eine Langzeitstrategie fehlen, und daher bleibt den LeserInnen für die Benützung dieser Bestände ein Besuch in einer Bibliothek nicht erspart.

Neben diesem „Besuchszwang“ einer Bibliothek, aufgrund der sonst nicht einsehbaren Bestände, gibt es meiner Meinung nach noch zwei Hauptargumente, die für die positive Zukunft von Musikbibliotheken sprechen.

### „Ausflugsziel“ Bibliothek

Viele LeserInnen kommen heute nicht nur in eine Bibliothek, um die Werke einzusehen, die sie auf dem elektronischen Weg nicht erhalten, sondern sie gehen auch dorthin, um in einem angenehmen Umfeld wissenschaftlich zu arbeiten, zu lernen oder sich mit anderen zu treffen. Neue, attraktive und moderne Gebäude im Zentrum eines Ortes mit freiem Internetzugang, Gratis-Scanner oder Fotografier-Erlaubnis, Klimaanlage und Pausenräumen

werden hier vor allem von StudentInnen gerne angenommen. Aber auch altherwürdige Gebäude, allerdings nur mit ebensolcher Ausstattung und Infrastruktur, locken viele WissenschaftlerInnen und StudentInnen an.

Die zwei letzten großen Bauprojekte im Musikbibliotheksbereich in Österreich, die Bruckneruniversität in Linz (eröffnet 2015) und die Bibliothek der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw, eröffnet 2016) gehen auf diese Bedürfnisse der LeserInnen und StudentInnen vermehrt ein. Beide Bibliotheken waren bis zur Neueröffnung in anderen Gebäuden, abseits der Unterrichtsräume untergebracht. Nun befinden sie sich jeweils im Zentrum dieser Gebäude, und das moderne Design, die Ausstattung der Leseplätze, aber auch die Grünflächen und Essmöglichkeiten am Campus laden dazu ein, auch zwischen und nach den Unterrichtseinheiten hier Zeit zu verbringen.

Diese Erkenntnisse sind natürlich nicht neu. Die Bibliothekswissenschaft beschäftigt sich schon lange mit dem Thema der „Bibliothek als drittem Ort“, also eines inszenierten Lebensraums, an dem man sich zwischen dem eigenen Zuhause (erster



Abb. 2: Bibliothek der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien

Foto: Marcell Nimführ

Ort) und dem Arbeitsplatz (zweiter Ort) vorübergehend gerne aufhält. Die oben erwähnten zwei neuen Musikbibliotheken bestätigen diese Theorie, wie sich an den stark angestiegenen Besucherzahlen und Entlehnungen erkennen lässt: Wurden in Linz 2014 noch 6.484 BesucherInnen und 24.141 Entlehnungen gezählt, so waren es 2017 bereits 24.493 BesucherInnen und 31.650 Entlehnungen.

Ein neues Gebäude wirkt auch motivierend auf die MitarbeiterInnen, und so bieten beide Bibliotheken mittlerweile ein viel breiteres Schulungs- und Veranstaltungsprogramm für die Studierenden an. An der mdw gibt es jetzt wissenschaftliche Schreibberatungen, „Lange Nächte des Schreibens“ und Coffee-lectures, bei denen bei einer Tasse Gratis-Kaffee leicht verdauliche Informationshäppchen zu einem bibliotheksspezifischen Thema angeboten werden. In Linz wiederum beteiligt man sich an den „Langen Nächten der For-

schung“ und hat die neue Veranstaltungsreihe „Zu Gast in der Bibliothek“ ins Leben gerufen, bei der sich die Lehrenden mit einem neuen Buch, einer neuen Notenausgabe oder einem inhaltlichen Projekt vorstellen können.

Leider kann nicht jede Institution einfach neue Gebäude errichten. Und Musiksammlungen sind oft ein Teil von größeren Bibliotheken und können so weder bauliche noch inhaltliche Konzepte alleine entscheiden. Trotzdem hat man durch den Spezialbestand einer Musikbibliothek, beispielsweise in wissenschaftlichen Bibliotheken, gute Argumente, eigene Veranstaltungen ins Leben zu rufen und dadurch zusätzliche BesucherInnen zu gewinnen. So gibt es in der Musiksammlung der ÖNB die sogenannten Musiksalons: Konzerte, bei denen Werke aus der Bibliothek zum Klingen gebracht und einem breiteren Publikum bekannt gemacht werden. Aber auch bei Ausstellungen wird gerne auf die wertvollen Autographe von Musikbi-

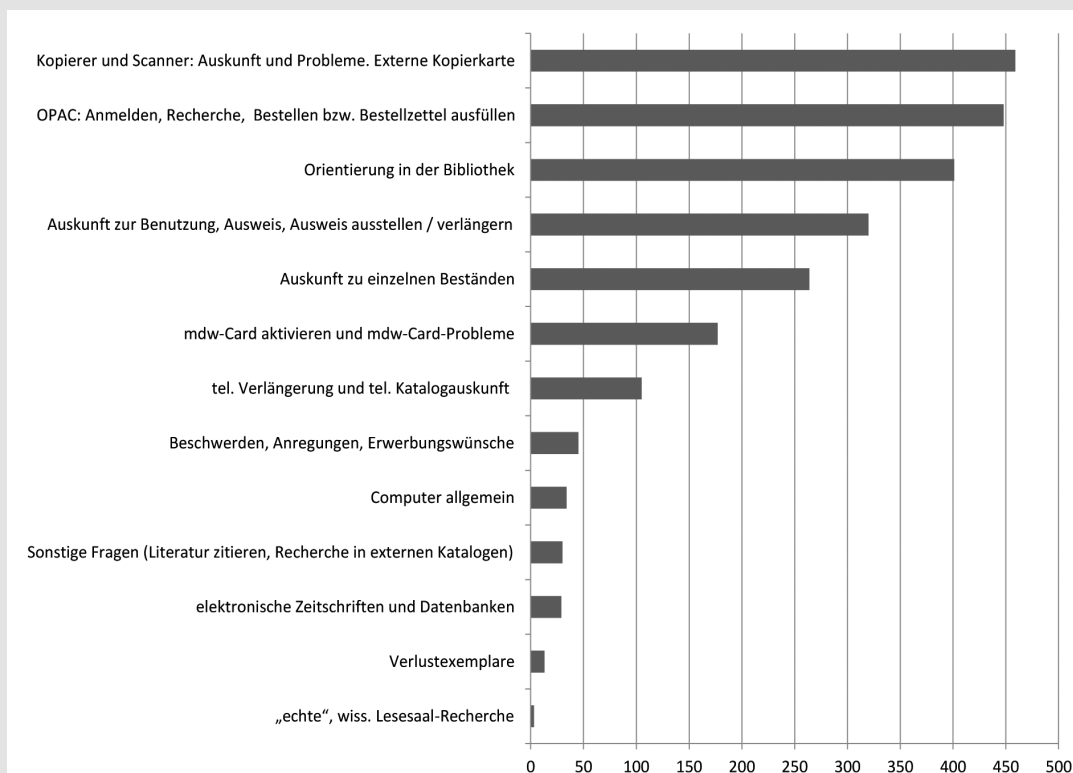


Abb. 3: Anzahl und Art der Fragen von LeserInnen am Informationsschalter der mdw (Dezember 2016 bis Mai 2017)

bibliotheken zurückgegriffen. Wobei es hier natürlich das Original sein muss. Bei einem perfekt hergestellten Faksimile oder einer hochaufgelösten digitalen Präsentation lässt das Interesse gleich merklich nach.

### Persönliche Beratung

Neben der Attraktivität des Bibliotheksgebäudes, den begehrten Musikbeständen und den angebotenen Schulungen und Unterhaltungen wird in Zukunft vor allem die Qualität der persönlichen Beratung ausschlaggebend dafür sein, ob LeserInnen auch in die Bibliothek kommen, um die Hilfe von MusikbibliothekarInnen in Anspruch zu nehmen. Im Idealfall fungieren diese als persönliche Wegweiser durch die analogen und digitalen Bestände einer Bibliothek und können die wesentlichen Informationen zu einem Themenbereich schnell und übersichtlich vermitteln.

Der erste Kontakt, egal ob telefonisch, per E-Mail und vor allem persönlich in der Bibliothek, ist hier von sehr großer Bedeutung und entscheidet nicht selten darüber, ob LeserInnen nie wieder eine Frage stellen oder ob sie die Fähigkeiten des Fachpersonals zu schätzen lernen. Eine unhöfliche oder eine „Von oben herab“-Haltung der MusikbibliothekarInnen gegenüber den LeserInnen ist hier natürlich nicht sehr förderlich, um eine eventuelle Schüchternheit oder die Angst, sich mit einer Frage zu blamieren, zu nehmen, vor allem wenn auch noch eine Sprachbarriere dazukommt. Andererseits ist es gar nicht leicht, immer auf dem aktuellen bibliothekarischen Wissensstand und technisch „up to date“ zu sein, sodass nur eine ständige Weiterbildung vor einer eigenen „Blamage“ schützt.

Leider werden bestens ausgebildete MusikbibliothekarInnen nicht so oft nach dem erworbenen Spezialwissen gefragt, sondern auch als Portier und Kopierhilfe benutzt, wie zwei Umfragen an der mdw (Dezember 2016 bis Mai 2017) und in der Musiksammlung der ÖNB (August 2017) ergeben haben.

Bei dem Großteil der Fragen geht es um den Kopierer oder Scanner, den eigenen Bibliothekskatalog, also die hauseigenen Bestände und die Nutzungsbedingungen, sowie um die Orientierung in der Bibliothek selbst. Vor allem auffallend sind die geringen Nachfragen in beiden Bibliotheken zu wissenschaftlichen Recherchen und zu elektronischen Zeitschriften und Datenbanken, und es drängt sich der Verdacht auf, dass sich die LeserInnen mit den Suchergebnissen ihrer Recherchen, einer Mischung aus Google-Abfrage und Katalogsuche, vorschnell zufrieden geben. Auch die relativ geringen Zugriffszahlen auf die gängigen Musikdatenbanken in der Musiksammlung der ÖNB bestätigen diesen Eindruck.

Eine der größten Herausforderungen für die Zukunft wird es sein, die Barrieren zwischen dem Fachpersonal und der „Generation Google“ abzubauen, um sie bei der etwas komplexeren Suche in Bibliothekskatalogen zu unterstützen. Bei vielen Bibliotheken wie der ÖNB mit ihren Katalogbrüchen und wechselnden Katalogisierungsregeln, die oft für Musikdrucke oder Musikhandschriften gar nicht konzipiert wurden, kann ein Musikbestand nur schwer einheitlich abgebildet werden. Das „Googeln“ in diesen Bibliothekskatalogen liefert daher nur rudimentäre Treffermengen. Leider vermitteln solche Treffer immer auch den Eindruck einer erfolgreichen Suche, oder noch schlimmer, bei null Treffern wird davon ausgegangen, dass die Bibliothek das gesuchte Werk nicht hat. Im Gegensatz zu Büchern, die nach Autor, Titel oder Schlagwörtern sehr gut suchbar sind, ist das bei Musiknoten mit ihren verschiedensprachigen Titelblättern und verschiedensten Ausgaben, Bearbeitungen und Besetzungen aber nach wie vor viel problematischer.

Gerade in der Komplexität der Materie Musik, mit ihren urheberrechtlichen Hürden, liegen Chancen für Musikbibliotheken, und wenn es ihnen außerdem noch gelingt, sich als lohnendes Ausflugsziel mit einem angenehmen Arbeitsumfeld und attraktiven Schulungen, Führungen und Veranstaltungen wie Ausstellungen und Konzerten in Szene zu setzen, werden die LeserInnen auch in

Zukunft immer wieder neben ihrer digitalen Recherche auf die analoge Unterstützung durch MusikbibliothekarInnen zurückgreifen und gerne Zeit in Musikbibliotheken verbringen.

Im Herbst 2018 eröffnet in Innsbruck die neue Stadtbibliothek, wobei der Bestand von derzeit 60.000 auf 150.000 Medien aufgestockt werden soll. Darunter sind nicht nur klassische Bücher, sondern auch Video- und Audio-Angebote.

Laut Presseaussendung soll die neue Bibliothek keine leise Bibliothek sein, sondern zum „Wohnzimmer der Innsbrucker“ werden, in dem man sich normal unterhalten, aber auch essen und trinken kann. Was wäre ein gemütliches Wohnzimmer ohne Musik?

Stefan Engl, Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien

### Moritz Kelber Identitätskrisen. Musikfrühdrucke im deutschsprachigen Raum

*Das „Verzeichnis deutscher Musikfrühdrucke (vdm)“ ist eine online frei zugängliche Datenbank, in der alle im deutschen Sprachraum vor 1550 erschienenen Bücher mit gedruckten Noten erfasst und detailliert beschrieben werden (www.vdm.sbg.ac.at). Das vdm enthält nicht nur Drucke mit mehrstimmiger Musik, Musiktheorie- und Gesangbücher, sondern auch Liturgika, Grammatiken und humanistische Dramendrucke. Dieser Beitrag fokussiert einige Grenzziehungen, die im Rahmen des an der Universität Salzburg angesiedelten Datenbankprojekts vorgenommen wurden, und diskutiert die Frage nach der Identität des gedruckten Buchs. Er verdeutlicht, dass die Gestalt eines großen Datenkorpus in beträchtlicher Weise von den Diskussionen und Entscheidungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geprägt wird, die an seiner Erstellung beteiligt sind.*

Die Rede vom **digitalen Zeitalter** zeigt es an: Musik und Kunst, Politik und Wissenschaft, aber auch der gesellschaftliche Alltag sehen sich im 21. Jahrhundert mit einschneidenden Veränderungen konfrontiert. So beeinflusst die scheinbar umfassende Verfügbarkeit von Daten nicht nur unsere Wege der Informationsbeschaffung, sondern auch unsere Art zu denken und zu kommunizieren.<sup>/1/</sup> Es darf in Anbetracht dieses rapiden Medienwandels kaum verwundern, dass in den vergangenen Jahr-

zehnten in verschiedenen akademischen Disziplinen die Beschäftigung mit dem Phänomen des Buchdrucks und seiner Entstehung vor mehr als 500 Jahren Konjunktur hatte: In den Problemen von gestern sucht man gewissermaßen Lösungen für die Herausforderungen von heute. Auch in der Musikwissenschaft wuchs in den vergangenen Jahrzehnten das Interesse an der Entstehung des gedruckten Musikbuchs.<sup>/2/</sup> Insbesondere die italienischen Offizinen,<sup>/3/</sup> aber auch deutsche Druckzentren wie Nürnberg, Wittenberg und Augsburg standen immer wieder im Fokus von Einzelstudien.<sup>/4/</sup> Was waren die Voraussetzungen für jenen technologischen Quantensprung? Mit welchen Herausforderungen sahen sich Autoren, Herausgeber und Drucker beim Publizieren von Musik konfrontiert?

Das Interesse an Technologie und ihrer Bedeutung für das Musikleben ist der Kern des Projekts „Notendruck in deutschsprachigen Ländern: Von den Anfängen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“, das an der Universität Salzburg angesiedelt ist und im Folgenden kurz skizziert werden soll. Die zentrale Säule der Forschungsarbeit ist eine frei im Internet zugängliche englischsprachige Datenbank, das *Verzeichnis deutscher Musikfrühdrucke (vdm)*:<sup>/5/</sup> Sie ist einerseits die Basis für die Forschung der Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter und andererseits ein öffentlich zugängliches Werkzeug, das die Sozialgeschichte des Notendrucks im deutschsprachigen Raum für die Fachcommunity besser nachvollziehbar machen soll.<sup>/6/</sup> Bei der Erforschung der technologischen Herausforderungen, die das Drucken von Noten